Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Montags-Ausgabe.

Druck und Verlag: Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 605. Berlin, Montag, den 28. November 1892. XXI. Jahrgang.

□ Politische Wochenschau.

Von

Arthur Levysohn.

Was dem deutschen Reiche seit den Tagen des Fürsten Bismarck nicht mehr beschieden war, fraglos im Mittelpunkt der europäischen Aufmerksamkeit zu stehen, das ward ihm durch die Rede zu Theil, mit welcher Graf Caprivi die Einbringung der neuen Militärvorlage im Reichstage begleitete. Nicht als ob man in Europa dieser neugeplanten Vermehrung der deutschen Wehrmacht eine besonders kriegerische Bedeutung beilegte und deshalb gespannt nach Berlin lauschte, um zu erfahren, was das Orakel aus der Wilhelmstraße zu verkünden habe. Nein, von den Erklärungen des deutschen Reichskanzlers hatte Niemand in der politischen Welt die Besorgniß gehegt, daß sie eine kriegerische Bewegung ankündigen oder einleiten würden. Man ist selbst bei unseren Gegnern in Frankreich und Rußland von den friedlichen Gesinnungen Deutschlands und seiner Regierung vollkommen überzeugt. Aber was dieser Kundgebung des leitenden Staatsmannes eine besondere Bedeutung und Würze verlieh, das waren seine aufklärenden Mittheilungen über jene Emser Depesche vom 14. Juli 1870, der zu Liebe Fürst Bismarck, ohne mit der Wimper zu zucken, sich einer Fälschung geziehen hatte, durch welche auf seine Person das Verdienst konzentrirt wurde, fast gegen den Willen des damaligen Königs Wilhelm von Preußen das deutsche Volk in den Einheitssattel gehoben zu haben. Diese retrospektive Enthüllung war namentlich in Frankreich und Rußland, aber leider auch in Italien, England und Oesterreich als ein Geständniß aufgenommen worden, welches die bisher als Urheber des deutsch-französischen Krieges geltenden Staatsmänner und Diplomaten des zweiten Kaiserreichs von aller Schuld vollkommen entlastete. Man hatte die kühnsten Schlüsse daraus auf die Treulosigkeit und Lügenhaftigkeit der deutschen Politik unter Fürst Bismarck gezogen, und man war nicht gewillt, das Verdammungsurtheil, welches man fällte, auf die Bismarcksche Epoche zu beschränken, sondern man schickte sich an, das gleiche Verdikt auch auf das Verhalten seiner Nachfolger auszudehnen. Da kamen denn die Caprivischen Erklärungen an der Hand authentischer Aktenstücke gerade zur rechten Zeit, um einer neuen Legendenbildung zu Ungunsten Deutschlands und seiner Politik einen Riegel vorzuschieben. Es ergab sich aus den vom Reichskanzler verlesenen Aktenstücken, daß Fürst Bismarck es nicht nöthig gehabt, die ursprüngliche Depesche König Wilhelms durch Kürzungen und redaktionelle Aenderungen aus einer „Chamade" zu einer „Fanfare" zu gestalten. Es ergab sich ferner, daß König Wilhelm es gewesen, der die Anregung zur Veröffentlichung jener Depesche gegeben, die sich Fürst Bismarck als eigenstes Verdienst angerechnet hatte, und es stellte sich schließlich heraus, daß der Hohenzollernfürst keineswegs jene bängliche Nachgiebigkeit gegenüber dem französischen Diplomaten an den Tag gelegt hatte, die ihm von dem Vertrauensmann des Schloßherrn von Varzin mit so viel Aplomb nachgesagt worden war.

Neben diesem Enthüllungstheil der Caprivischen Rede war es vornehmlich seine Darstellung unseres Verhältnisses zu Rußland, welche die Aufmerksamkeit der politischen Regionen in allen Mittelpunkten des öffentlichen Lebens unseres Kontinents auf sich zog. Man mußte es in Frankreich peinlich empfinden, daß General Caprivi im Stande war, den Kaiser Alexander von Rußland als einen Mann hinzustellen, der die friedlichen Bestrebungen der deutschen Reichsregierung durchaus zu würdigen wisse. Man hatte sich in Paris durchaus in die vom Fürsten Bismarck lancirte Ansicht eingewiegt, daß die Drähte zwischen Berlin und Petersburg unter dem Nachfolger des Fürsten-Reichskanzlers abgerissen worden seien, und mußte nun zu seinem Schrecken erleben, daß von der maßgebendsten Stelle aus diese Bismarcksche Unterstellung eine autoritätsvolle Ablenkung erfuhr. Für seine militärischen Zwecke hätte der Kanzler vielleicht ein wenig Schwarzmalerei unserer politischen Beziehungen zu den anderen Mächten sehr gut gebrauchen können. Aber wenn es stets ein unterscheidendes Merkmal der Caprivischen Politik gewesen, daß ihr Ja ja und ihr Nein nein bedeute, so wich sie auch bei diesem Anlasse nicht von den Wegen jener bürgerlichen Ehrlichkeit ab, die zu den überlieferten Künsten der sogenannten Diplomatie in einem unüberbrückbaren Gegensatz steht.

Deshalb durfte es auch den Kanzler schwerlich Wunder nehmen, wenn er die Bemerkung machen mußte, daß bei aller Anerkennung seiner Ehrlichkeit und seines gradsinnigen Wollens die Logik seiner anderweitigen Ausführungen über die Unumgänglichkeit der Militärvorlage, wie er sie der Volksvertretung unterbreitete, fast von keiner unserer politischen Parteien für zwingend gehalten wurde. So groß der Eindruck gewesen, den Graf Caprivis politische Mittheilungen gemacht, so wenig wollten seine militärischen Ausführungen verfangen. Der Reichskanzler wird wohl heute schon selbst nicht mehr die Ueberzeugung hegen können, das von ihm vorgelegte Reformwerk in der Ausdehnung zur Annahme gelangen zu sehen, die dasselbe heute besitzt. Es ist jedoch anzunehmen, daß der Entwurf den betheiligten Regierungen nicht als Evangelienwort gelte, an dem jeder Buchstabe als sakrosankt betrachtet werden müsse. Ein solcher Starrsinn würde sich bitter rächen. Die freisinnige Partei hat in nicht mißzuverstehender Weise durch die Presse zu erkennen gegeben, welche Opfer sie bereit ist zur Einführung der zweijährigen Dienstzeit zu bringen. Dieser Ansicht scheint sich das Centrum anzuschließen, das freilich sein Entgegenkommen nicht so uneigennützig zu widmen geneigt ist wie die freisinnige Partei. Die Einbringung des Antrages auf Wiederzulassung des Jesuitenordens, den das Centrum im preußischen Abgeordnetenhause unternommen, beweist zur Genüge, welche Gegenleistung die ultramontanen Kreise für ihr Votum in der Militärfrage zunächst erwarten.

Das Centrum ist allerdings in einer peinlichen Lage. Die zweijährige Dienstzeit hat bei ihm nicht wie bei den Freisinnigen als eine Forderung gegolten, an der unentwegt festzuhalten sei. Die süddeutschen Centrumskreise haben sich vielmehr in einer Weise gegen jede Militärreform ausgesprochen, die es den weiterblickenden Führern schwer macht, den Pfad zur Verständigung mit der Regierung zu beschreiten. Sie sehen sich daher gezwungen, den gläubigen Wählermassen ein Aequivalent für ihr Votum darzubieten. Und dieses Aequivalent soll eben in dem Antrage auf Wiederzulassung der Jesuiten gefunden werden. Die Entscheidung im preußischen Abgeordnetenhause wird zum großen Theil in den Händen der Konservativen liegen, von denen man schon jetzt sagen kann, daß sie diesem Antrag gegenüber einer Spaltung nicht zu entgehen vermögen. Abgesehen davon, daß die Freikonservativen auf dem alten Kulturkampfstandpunkt verharren, sind auch diejenigen Mitglieder der deutschkonservativen Partei, welche dem Abgeordneten Stöcker nahe stehen, nicht in der Lage, dem Centrum entgegenzukommen; während die um Hammerstein, welche schon seit geraumer Zeit mit dem Ultramontanismus liebäugeln, ohne Zweifel bereit sein werden, das Verlangen des Centrums zu unterstützen. Da Polen und Welfen ohne Weiteres für den Centrumsstandpunkt zu haben sein werden, so fällt im preußischen Abgeordnetenhause der voraussichtliche Widerspruch der Nationalliberalen kaum ins Gewicht. Und da in Preußen Graf Caprivi nicht mehr Ministerpräsident ist, so werden wohl auch von Seiten der Regierung schwerlich unüberseigliche Hindernisse vorliegen, die sich der Verwirklichung der Centrumsforderung entgegenthürmen.

Ob freilich der preußische Finanzminister Herr Miquel für seine Steuerreform in der Lage sein wird, von der Bewilligung des Jesuitenantrages Vortheil zu ziehen, steht noch dahin. Die Generaldebatte über die Steuervorlagen hat ergeben, daß das Miquelsche Verlangen, die Entwürfe als ein untrennbares Ganze angenommen zu sehen, sich schwerlich verwirklichen lassen wird. Die Mehrheit des Hauses stellt als unumgängliche Vorbedingung jedes bejahenden Votums die Forderung der vorgängigen Einbringung einer Reform des Wahlgesetzes. Darin sind Freisinn, Nationalliberale, Centrum und selbst ein Theil der Konservativen und Freikonservativen eines Sinnes. Von der Natur dieser Wahlgesetzvorlage, welche auch von Herrn Miquel in nahe Aussicht gestellt worden, dürfte es abhängen, wie sich die einzelnen Parteien zu seinen Entwürfen stellen werden. Aber schon heute kann man sagen, daß es namentlich die Vermögenssteuer ist, welche von allen Seiten die schärfste Anfeindung erfährt, und deren vexatorischer Charakter vor Niemandes Augen Gnade gefunden hat. Und welcher gefährlichen Gegnerschaften sich dabei der Finanzminister erfreute, das bewies das Auftreten des früheren Ministers des Innern, des Herrn Herrfurth. Der ehemalige Kollege Miquels zerpflückte dessen Steuerbouquet nach allen Regeln der Kunst in so maßvoller Form und dabei mit so überlegener Ironie, daß er damit einen leuchtenden Präzedenzfall für alle gegenwärtigen, vergangenen und zukünftigen Kabinetsmitglieder schuf, die um ihrer Ueberzeugung willen auf ihr Portefeuille verzichteten. Die Volksvertretung empfing durch dieses Vorgehen Herrfurths, das so günstig absticht von dem Verhalten des Fürsten Bismarck, gleichsam eine erhöhte Bedeutung, deren sie gerade in Preußen-Deutschland recht sehr bedarf.

Wie aber bei uns in Preußen die Steuerreform im Mittelpunkt der politischen Erörterungen steht, so hat ähnlich die eben verlesene italienische Thronrede gezeigt, daß auch dort die Vertheilung der Steuerlasten auf die Schultern der Staatsbürger ein Problem ist, an dem die Staatsmänner sich nicht mehr vorbeidrücken können. Die Aufnahme, die dieser Thronrede in Italien zu Theil geworden, bedeutet nicht viel Günstiges für den Fortbestand des Ministeriums Giolitti. Der ehemalige Ministerpräsident Crispi hat in einer blitzenden Rede den Männern, welche jetzt am Ruder sind, den Krieg erklärt, und die kaum auf den Namen Giolitti gezählte Majorität des Parlaments scheint gewillt, das Manöver zu wiederholen, durch welches unter ähnlichen Umständen Crispi zu Falle kam. Diese Letzteren Rede konnte mit gutem Fug als ein Versuch aufgefaßt werden, seine Kandidatur für die Ministerpräsidentschaft wieder aufzustellen. Die Art und Weise, in welcher er den Franzosen, die in ihm eine Art Bismarckschen Agenten zu erblicken gewohnt waren, um den Bart zu gehen versuchte, war bezeichnend für die Ungebundenheit seiner politischen Gesinnung und für die Entwickelung, welche er innerlich durchgemacht, seitdem ihm die Zügel der Regierung entglitten.

In Frankreich nahm man freilich fürs Erste seine entgegenkommenden Schmeicheleien mit ziemlich skeptischem Lächeln auf. Aber es ist nicht anzunehmen, daß die Republik längere Zeit hindurch seinem Liebeswerben, wenn er es fortsetzen sollte, ernsten Widerstand leisten werde. Je weniger man in Paris Ursache hat, zu glauben, daß man von Rußland um seiner selbst willen geliebt werde, um so mehr wird man sich beeilen, von der unerwarteten Zärtlichkeit zu profitiren, von der das Herz Crispis so plötzlich überschwillt. Dazu kommt, daß man in Paris eines kleinen Trostes dringend bedarf. Denn der militärische Waffenerfolg, den man mit der Niederwerfung des Königs Behanzin von Dahomey davongetragen, will wenig besagen, trotzdem man, zur Erhöhung des eigenen Ruhms, die Truppen von Dahomey unter dem Kommando deutscher

△ Die Erlösung vom Norden.

Von (Nachdruck verboten.)

Theodor Wolff.

Wäre das Reich der Kunst etwas Wirkliches und nicht nur solch ein himmelblauer Ideal-Traum, diese Wochen, in denen das Genie der Muse sich uns offenbart, würden als Festwochen gefeiert werden. Das Genie der Muse — das Wort ist kalt und nichtssagend. Worte sind schwache und lahme Herolde der Empfindungen. Eine alte Frau hat mir einmal erzählt, daß sie eines Abends zwischen dem Dorfe und dem Gutshof einen Geist gesehen habe, der langsam über den Weg huschte. Sie wollte mir ihr Entsetzen schildern und ihre Furcht und ihren plötzlichen Schreck — aber da versagte ihr die Stimme, und sie schwieg ganz still. So finden wir Alle, wenn wir eines Abends hinterm Dorfe einen Geist sehen, an den wir bisher nicht geglaubt haben, oder wenn wir erfahren, daß es statt vier Elemente deren fünf giebt, keine Worte für dieses Neue, Plötzliche. Die Sprache hat sich noch nicht darauf eingerichtet. Und auf die Muse, diesen ungeahnten Geist, dieses fünfte Element, auch noch nicht — —.

Aber die Muse ist doch nur ein Ton, wenngleich ein beherrschender, in dem großen Konzert, das jetzt vom Süden zu uns heraufrauscht. Es kommt wie breite Ströme im Frühling nach dem Eisbruch. Ein italienischer Morgen bricht an. Die Muse ist seine Verkünderin, Mascagni und Leon Cavallo geben ihm Lieder, die Bellincioni singt von ihm, und die italienischen Maler malen ihn in sonnigen Farben. Italien wacht auf und hat wieder eine Kunst.

Mit dem sogenannten politischen Aufschwung Italiens hat dieses neue Kunstblühen gewiß nichts zu thun. Graf Caprivi hat zwar neulich im Reichstage sehr schön geschildert, wie „Kunst und Wissenschaft" nach einem unglücklichen Kriege darniederliegen würden. Aber diese wohlklingende oratorische Wendung hat gar keine Berechtigung. Die Künste und Wissenschaften, Dichtung und Musik haben in Deutschland in politisch elenden Zeiten ihre großen Triumphe gefeiert. In anderen Ländern nicht minder. Und bei den großen politischen Errungenschaften der Jahre 7071 ist für Kunst und Wissenschaft wenig genug abgefallen; weder die Mittel zum Neubau der Kunstakademie, noch die Mittel für die Erweiterung der Museen oder der Königlichen Bibliothek. Die meisten Baulichen Einrichtungen für Künste und Wissenschaften sind vor den Siegesjahren geschaffen. Und die Dichtkunst hat doch auch nichts abbekommen!

Nein, staatlicher Aufschwung und Blühen der Künste haben nichts mit einander gemein. Die Kunst hat ihre freie Republik mitten im Staat. All die strahlenden Sonnen höfischen Glanzes und nationaler Macht lässen noch nicht einen Genius wach. . . .

Niemand hatte diesen Auferstehungstag der italienischen Kunst geahnt. Der alte Verdi war uns immer die eine hohe, aus alter Zeit herüberragende Säule gewesen. Und das ganze Volk nahm man nicht recht ernst. Es war Vielen unter uns nur ein Volk von Vogelschützen und Tagedieben, die sich mit zwölf Lumpen malerisch zu kostümiren verstanden und am blauen Golf von Neapel hockten, nach Capri hinüber starrend, gedankenlos und ungewaschen. Im ganzen Süditalien sah der Reisende nur die Wirkungen jahrzehntelangen ungehemmten Leichtsinns, auf den Bergen des nun holz- und wasserarmen Siziliens sah er die zurückgelassenen Baumwurzeln, die von den abgeholzten mächtigen Wäldern Kunde gaben, in den Städten fand er den ewigen Hang zu einem äußerlichen theatralischen Prunken. Ein so fader und hohler Geselle wie der Florentiner Professor Mantegazza schien das moderne Italienerthum gerade recht zu verkörpern.

Und nun plötzlich zeigt es sich, daß diese gesegnete Erde, in der die Gebeine Michelangelos ruhen, noch immer fruchtbar ist. Eine neue Kunst ersteht, sie kommt mit gewaltigem Flügelrauschen über die weißen Ferner zu uns, und ich glaube, wir können viel von ihr lernen.

Die Kunst, vor Allem die Dichtkunst Deutschlands liegt gegenwärtig unterm Bann des Nordens. Man mag noch so sehr heucheln, dieser Naturalismus sei unser eigenstes Gewächs — der Einfluß der Norweger und Schweden bleibt unleugbar. Von Norden her ist uns dieser Naturalismus gekommen; jetzt kommt uns von Süden her ein anderer. Und wie Friedrich Nietzsche, der Philosoph der freien Berge, nach einer Erlösung der Musik vom Norden sich sehnte, so wollen wir auf die große Erlösung aller Kunst vom Norden hoffen —

Was ist der Naturalismus des Nordens? Das Streben, die Natur wahr und exakt zu schildern. Diese Dichter beobachten die tausend kleinen Züge der Straße und des Hauses, ihre Kunst ist ein Zusammenspiel. Diese Maler kriechen in alle Werkstätten und tragen die kleinen Leiden der Welt zusammen. Diese Schauspieler hüteln sich aus Momenten ein Lebensbild. Alle bemühen sich, naturalistisch zu sein. Der Naturalismus des Nordens ist eine Frucht des Grübelns.

Und der Naturalismus des Südens? Das Hervordrängen der inneren, eigenen Natur. Mascagni, die Duse, die Bellincioni, die italienischen Maler — das sind Naturen. Indem sie selbst sich uns offenbaren, üben sie den wahren Naturalismus. Es wäre Wahnsinn, zu behaupten, die Duse spiele ihre Rolle nur einfach herunter und hätte nicht zahllose kleine Feinheiten sorgsam ausstudirt. Wer das behauptete, hätte ja gar keine Ahnung von Schauspielkunst. Ich will sogar wetten, daß selbst das Arrangement der Schleppe beim Stehen und Sitzen und die Wirkung eines gelben Mantelfutters zum blassen Schreckensantlitz bei der Duse fleißig überlegt sind. Aber das Alles merkt man ja nicht, und es sind nur die kleinen Beihilfen für diese gewaltige Natur, die hinausströmt und sich aller Seelen und Geister bemächtigt. Dieses Hinausströmenlassen der Natur — das ist der Naturalismus des Südens, der echte und einzige Naturalismus.

Das ist die Kunst, welche predigt: sei du selbst, wage es, du selbst zu sein. Unsere Künstler, unsere Dichter, unsere Komponisten sind nicht sie selbst. Sie sind Ibsenianer und Wagnerianer und Anhänger von tausend Schulen. Der Naturalismus des Südens verdammt den Zwang der Schule und verkündet das Recht der eigenen Natur, das Recht der Individualität.

Und das ist die hohe Bedeutung, die der Süden nun gewinnen kann. Er bringt uns den neuen Naturalismus und die Erlösung von der Grüblerkunst, von der Entäußerung des Selbst — die Erlösung vom Norden.